

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerischen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 3. Januar 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Schloß Favorite.

Roman von W. v. d. Lancken.

### 1. Kapitel.

Schloß Favorite lag mitten im Walde, umrauscht von vielhundertjährigen Eichen, erbaut zu jener Zeit, in der nicht nur deutsche Fürsten, sondern auch alte Adelsgeschlechter, dem Beispiel unserer westlichen Nachbarn folgend, ihre Jagd- und Lustschlösser in dem mit Zierrat überladenen Barock- und Rokoko-Stil ausführen ließen.

Lauschig und versteckt lag es zwischen den alten Bäumen, Kletterrosen und wilder Ephen bedeckten fast ganz die sich in Kurven bewegende Fassade, strebten empor zu den krummen, gebrochenen Giebeln, umrankten die Fenster und nickten neugierig vertraulich hinein in die ihnen wohlbekannten Räume, wo einst elegante Kavaliere in goldgestickten Röcken, mit dem Galanteriedegen an der Seite neben Damen in hohen gepuderten Frisuren und starren Brokatroben über die glänzenden Parquets gelänzelt, und wo auf dem weiten, grünen Rasenplatz vor dem Schloßchen sich die fröhliche Jugend am Federballspiel belustigt hatte. — Vorüber — alles vorüber; die heiteren Tage hinabgesunken in den Schoß der Zeit — die stolzen Männer, die schönen Frauen todt — ein anderes Geschlecht mit anderen Anschauungen, anderen Sitten war gefolgt, und still und stiller war's geworden auf Favorite, bis es Jahre lang ganz leer gestanden.

Nur der Schritt des Kastellans tönte durch die Festsäle und prunkvollen Zimmer, wenn er an lichten Frühlingstagen die Fenster öffnete, damit ein frischer Luftzug durch die öden Räume wehe.

Eines Tages aber kamen Handwerker, Maler und Dekorateur aus der Residenz, und die im Erdgeschoß belegenen Räume wurden neu und glänzend hergerichtet. Der junge Majorats Herr, Graf Wolfgang Wolfenstein, wollte hier seine Flitterwochen verleben; das stille heimliche Schloßchen schien doch so recht geschaffen, einem jungen Liebespaar, das sich den neidischen Augen noch entziehen wollte zum Aufenthalt zu dienen.

Es war ein kurzes, kurzes Glück, das unter Schloß Favorites Dach aufblühte. Die junge Gräfin war eine Fremde, eine Griechin — sie liebte wohl ihren Gatten, aber nicht seine nordische Heimat, man hatte sie niemals laut und fröhlich lachen gehört, wohl aber gesehen, wie sie oft sehnsuchtsvoll in die Ferne schaute und heimlich weinend in der Neptunsgrotte im Garten saß; sie war ja auch noch ein halbes Kind und bei aller Zärtlichkeit doch fast schüchtern zurückhaltend den leidenschaftlichen Liebkosungen des Gatten gegenüber. Sie wurde bleicher und stiller und konnte doch nicht sagen, was ihr fehlte — wenn der Graf sie fragte, ob sie glücklich sei, ob sie ihn liebe, dann sah sie ihn mit den großen, traurigen Augen an, lächelte

leise, kaum merklich, und flüsterte, sich an ihn schmiegend: „Ja, — Wolf, ich liebe Dich“, das waren die einzigen deutschen Worte, die sie gelernt. Im Frühling war sie gekommen, und als es nach dem zweiten Frühling Herbst wurde, da starb sie, ohne eigentlich jemals krank gewesen zu sein. Die Leute meinten am Heimweh.

Von dem Tage an, wo Graf Wolfgang sein angebetetes, junges Weib in der Kapelle der Lindenbrücker Kirche — Lindenbrück war das alte Stammgut seines Geschlechts — begraben, von dem Tage an wurde er ein einsamer Mann und Favorite blieb sein ständiger Wohnsitz; er konnte sich nicht trennen von der Stätte seines kurzen Liebesglückes, wo die Erinnerung an die Todte bei jedem Schritt zu ihm sprach, und immer engere Kreise um ihn ziehend, ihn immer fester und fester an das einsame Schloß fesselte.

Der Verkehr mit den Nachbarn wurde auf das geringste Maß beschränkt, die Geselligkeit, das Leben überhaupt schien jeden Reiz für ihn verloren zu haben; viele einsame Spazierritte waren sein einziges Vergnügen, doch widmete er sich daneben mit hoher Pflichttreue der Bewirtschaftung seiner umfangreichen Besitzungen.

So ging's schon seit acht Jahren, und man hatte sich in der Gegend daran gewöhnt, den Grafen als einen Sonderling zu betrachten. . . . .

Frühling war's nun geworden; der neidische, launische Aprilmond hatte seinen Einzug gehalten, und machte seinem Namen alle Ehre, denn nachdem er in wenigen Tagen die Erde mit Sonnenschein und milden Lüften zum Leben wach geküßt, zeigte er plötzlich ein grimmig Antlitz; — kalt wurde es wieder, graue Wolken verhüllten das lichte Blau des Himmels und ein orkanartiger Sturm peitschte schwere große Regentropfen an die Fensterscheiben von Schloß Favorite. — In der Vorhalle, von der im Hintergrund eine Marmortreppe in die obere Etage führte und an die unten rechts und links die Wohnräume stießen, trippelte Frau Martha Wendlein, die alte Kastellanin, unruhig auf und ab; bald sah sie hinaus in das Unwetter, bald auf die Bronzeuhr, die den Marmorlamin krönte.

„Wo nur der Gnädige wieder bleibt,“ wandte sie sich zu ihrem Gatten, der schon an die fünfundzwanzig Jahre den Posten eines Schloßverwalters bekleidete und sich behaglich auf einem der zierlichen Stühle rechte. — Der Angeredete fuhr sich mit der knöchigen Hand durch das spärliche weiße Haar, unterdrückte ein leichtes Gähnen und zuckte die Achseln.

„Daß ihn doch, Martha; wem's ihm Spaß macht, bis auf die Haut durchzuregnen und Wind zu schlucken — mir ist's egal.“

Ephraim Wendlein — dieses altbiblischen Vornamens erfreute sich der würdige Mann — fand einen heimlichen Gefallen daran, den Eifer seiner Geliebten zu reizen, wenn er ihren Worten eine gleichmüthige Ruhe entgegensetzte — auch jetzt traf ihn der bekannte strenge Blick ihrer sonst stets so fröhlichen klaren Augen und

„Ephraim“ kam es vorwurfsvoll über ihre Lippen — er lächelte noch immer still in sich hinein. „Aendere es doch,“ antwortete er belustigt.

Frau Marthas Geduld war erschöpft.

„Aendere es doch,“ rief sie heftig; „wenn ich wüßte, wie's eben zu ändern ist, dann thäte ich es, ohne Dich“ — sie legte eine besondere Betonung auf das letzte Wort — „erst um Rath zu fragen.“

Hierauf wandte sie ihm den Rücken und trat an eins der nach dem Vorplatz hinausgehenden Fenster. Sie faltete die fleischigen Hände über die Magengegend zusammen und schaute nachdenklich in das immer heftiger werdende Unwetter.

Der Regen floß noch in Strömen. In den Riez des breiten Fahrweges hatte er tiefe Rinnsale gerissen, auf den im ersten Frühlingschimmer grünlich leuchtenden Rasenflächen standen schon hie und da kleine, seeartige Pfützen, und der Sturm fuhr so gewaltsam durch die noch unbelaubten Eichen, daß man das Knarren und Aechzen der Aeste trotz der geschlossenen Fenster hören konnte; — die zarten Biersträucher des Vosklets aber zerzauste er so unbarmherzig, als wollte er alle die sprossenden Knospen, die ganze, kaum erwachte Schönheit der Natur, in dieser einen Stunde seiner Herrschaft wieder vernichten.

„Herr Jesus, ist es denn möglich,“ rang es sich plötzlich von den Lippen der alten Frau, und sie preßte das von der weißen Tüllhaube umrahmte Antlitz fester an die Scheiben, um besser sehen zu können. „Ein Frauenzimmer und allein, zu Fuß draußen bei diesem Hüllenwetter.“

Wirklich da kam quer über den Platz eine schlanke Mädchengestalt in regenschweren Gewändern; mit Ausbietung aller Kräfte suchte sie sich Bahn zu brechen durch die empörten Elemente — langsam nur kam sie vorwärts, oft nach Athem ringend stehen bleibend.

Der seidene Regenschirm, zerknickt, gewährte nur ungenügend Schutz gegen den herabströmenden Regen, und die durchnässten Stiefel, die Wasser getränkte Kleidung, machten das Vorwärtskommen noch schwerer; endlich war das Schloß erreicht, einen Moment lehnte sie keuchend an einem Pfeiler. Die Erschöpfung übermannte sie — sie schloß die Augen — da streckten sich ihr auch schon zwei kräftige Arme durch die geöffnete Thür entgegen — für einen Moment schwanden ihr die Sinne, und als sie wieder zu sich kam saß sie in einem Sessel der Vorhalle und Frau Wendlein war bemüht, das nasse Mäntelchen zu öffnen, während Herr Ephraim sich kopfschüttelnd mit dem zerbrochenen Schirm zu schaffen machte, immer die Worte wiederholend:

„Ne — aber so was lebt nicht, so was ist mir denn doch noch nicht vorgekommen.“

Jetzt sah die Fremde, halb erstaunt, halb verlegen, in dem Raum umher und dann auf Frau Martha Wendlein.

„Sie sind sehr freundlich,“ sagte sie, „das Unwetter überraschte mich im Walde“ — sie erröthete bei diesen Worten, „und ich — ich war des Weges nicht ganz kundig. O! es war grausig!“

„Das glaub ich,“ antwortete zustimmend die alte Frau, „na, nun sind Sie aber geborgen. Warten Sie nur, ich bringe Ihnen ein Paar warme Pantoffeln und dann müssen Sie gleich ins Bett — Sie können sich den Tod holen, so naß und kalt, wie Sie sind.“

„Phrimchen,“ wandte sie sich ihrem Gatten zu, so nannte sie ihn immer, wenn sie eine Bitte auf dem Herzen hatte, „Phrimchen! Du schließest wohl oben die Thurmstube auf und sagst der Auguste daß sie Feuer im Kamin anlegt.“

Die Fremde war bemüht, die feinen Handschuhe von den Händen zu streifen, und so entging ihr das ablehnende Kopfschütteln des alten Dieners und die etwas mürrische Grimasse, die er seiner Ehehälfte schnitt. Frau Martha trat ihm einen Schritt näher.

„Warum nicht?“ fragte sie trotz des Flüjtertöns mit Energie.

„So eine Wildfremde?“ fragte er noch leiser — Frau Wendlein wollte eine strenge Antwort geben, aber ganz ungerechtfertigt schien

ihr des Gatten Einmischung doch nicht, sie schwieg einen Augenblick ungeschlüssig, was zu thun.

„Wenn Sie mir für kurze Zeit Aufnahme gewähren möchten,“ unterbrach das junge Mädchen ihr Ueberlegen, „so würde ich Ihnen sehr dankbar sein. Ich bin das Fräulein von Fünfkirchen, auf Lomniß.“

„Ah.“ Die beiden Alten machten eine respektvolle Reberenz, und Frau Wendlein war sich mit einem male klar, was sie thun sollte.

„Phrimchen,“ wiederholte sie, „das Thurmzimmer.“

Und als der Gatte noch immer zögerte, sagte sie mit erhobener Stimme, die keinen Widerspruch duldete:

„Ephraim — das Thurmzimmer für das gnädige Fräulein von Fünfkirchen.“

Seufzend und nur ungerne nachgebend, ging der Alte, und Frau Wendlein kniete nieder, dem jungen Mädchen die durchnässten Lederstiefelchen von den Füßen zu ziehen, was ihr nach einigen vergeblichen Versuchen gelang; dann stellte sie dieselben seitwärts an die Wand und eilte fort, um nach wenigen Minuten mit einem warmen Tuch und trockener Fußbekleidung wiederzukehren; von einem leichten Frostschauer geschüttelt, drückte sich Clemence von Fünfkirchen in den Sessel — ihr war kalt, von innen heraus unbehaglich, und sie hüllte sich fest in den warmen Schwal, den Frau Wendlein um ihre Schultern legte.

„Darf ich nun bitten, gnädiges Fräulein,“ sagte die Alte und deutete auf die Marmortreppe; Clemence stützte sich auf das breite, vergoldete Geländer und ihre großen Augen musterten mit heimlichem Interesse die eigenartig kostbare Ausstattung des Treppenhauses. Oben, gleich rechts, in einem vorspringenden Thürmchen, befand sich das für den Gast bestimmte Zimmer.

Ein niedriges, mit feinem Linnen und rother Seibendecke belegtes Himmelbett, auf vergoldeten Delfhinleibern ruhend, nahm die hintere Wand ein — Tische, Sopha und Stühle, in den bizarren Formen der Rokokozeit, bildeten die übrige Einrichtung; pausbäckige Amoretten hielten mit ihren dicken, vergoldeten Händchen den kostbaren Toilettenspiegel, der dem Bett gegenüber an der Wand befestigt war; im Kamin brannte ein lustiges Feuer und einem hohen Krystallglas auf niedrigem Tischchen neben dem Lager entströmte der gewürzreiche Duft von Glühwein.

„Wie schön, wie behaglich ist es hier,“ rief Clemence, sich an der Glut des hellflackernden Holzfeuers erwärmend; „hier werde ich prächtig ruhen. Aber nun sagen Sie mir auch vor allen Dingen, liebe Frau, wie ich Sie nennen darf und“ — hierbei stockte sie einen Moment — „wessen Dach es ist, das mich so gastlich beherbergt.“

„Dies Schloßchen heißt Favorite und gehört dem Herrn Grafen Wolfenstein, ich bin die Kastellanin und heiße Martha Wendlein, mein Mann, der Alte drunten in der Halle, ist der Verwalter. Wir sind schon an die fünf und zwanzig Jahre hier.“

„Danke für freundlichen Bescheid. Ich habe mich im Walde verirrt, denn ich bin fremd in der Gegend — so wurde ich auf meinem Spaziergang vom Sturm und Regen überrascht — es ist mir sehr peinlich, Ihnen nun so viel Mühe zu verursachen, liebe Frau Wendlein, und dem Herrn Grafen einen unbetenen Gast aufzudrängen.“

Martha lachte.

„Darüber machen Sie sich nur keine Sorgen, gnädigstes Fräulein, die Mühe ist nicht groß; — das thut man gern, wenn man dadurch auch mal wieder ein junges, schönes Gesicht sieht und eine junge, freundliche Stimme hört.“

Das Anerbieten der Frau, ihr beim Auskleiden zu helfen, lehnte Clemence dankend ab, und nachdem Martha sie noch auf die kleine silberne Glocke auf dem Toiletentisch aufmerksam gemacht, im Fall sie etwas wünsche, verließ sie höflich knixend das Gemach.

Clemence stand einige Augenblicke in tiefe Gedanken verloren, ein eigenartiges Lächeln zuckte um den feinen Mund, wie man's

wohl hat, wenn man sich einer fast verschwundenen Erinnerung wieder klar bewußt wird. Dann entkleidete sie sich und streckte sich mit dem ganzen Wohlbehagen eines Menschen, der einem Ungemach glücklich entronnen ist, unter die seidene Decke, legte den Kopf in die spitzenbesetzten Kissen und schloß die Augen.

Sie hörte es nicht mehr, daß eine halbe Stunde später ein Reiter in den Schloßhof sprengte und vor der Thür hielt; es war Graf Wolfgang Wolfenstein, der von einem seiner einsamen, wilden Ritten zurückkehrte. Von seinem Filzhut, dem Mantel und den langen Haaren des ihn begleitenden schönen Leonbergers tropfte das Wasser, auf den Steinfliesen helle, kleine Pfützen bildend. Wolfenstein warf dem Diener den Mantel zu und den Hut auf den Tisch, während Songo, der Hund, unbekümmert um seine nächste Umgebung, sein mächtiges Fell schüttelte, daß ein feiner Staubregen von ihm aufflog, dann schnupperte er auf dem Fußboden herum und seine feine Nase hatte bald genug etwas entdeckt, was seine Neugier reizte: es war ein dunkler, nicht deutlich erkennbarer Gegenstand, er beschnüffelte ihn von allen Seiten, legte dann, zum Zeichen der Besitzergreifung, eine seiner großen Pfoten darauf und blickte fragend nach seinem Herrn hinüber.

„Was hat denn nur Songo?“ fragte der Graf. „Songo apportiert!“

Der Hund folgte und legte gehorsam einen kleinen Damastiefel zu seinen Füßen nieder, dann wandte er sich und brachte, ehe noch sein Herr seinem sehr natürlichen Erstaunen Worte geliehen, auch den zweiten. — Wolfenstein bückte sich und hob einen der Stiefel auf, während Songo, vor ihm stehend, den anderen noch zwischen den Zähnen hielt.

„Joseph!“ herrschte der Graf jetzt den Diener an, der, mit seines Herrn Sachen beschäftigt, den Vorgang nicht bemerkt hatte. „Herr Graf?“

Sich umdrehend, bot sich seinen erschrocken Blicken nun ein seltsam komisches Bild: Wolfenstein, in der ausgestreckten Hand einen zierlichen Stiefel haltend, und vor ihm Songo, den zweiten im Maul.

„Joseph, was ist das?“ fragte der Graf kurz mit finsterner Miene. — Der Diener fand kein Wort der Entgegnung.

Wolfenstein schwenkte das corpus delicti ungeduldig hin und her

„Nun?“ fuhr er fort, als Joseph noch immer schwieg.

„Gnädigster Herr Graf, es ist — es sind — es sind ein Paar Stiefel,“ stotterte er endlich.

„Dumme Antwort — das sehe ich, aber wie kommen sie hierher,“ brauste Wolfenstein auf, „es sind ein Paar Damastiefel, rede — ich will es wissen!“

„Verzeihen der Herr Graf, sie gehören dem gnädigen Fräulein von Fünfkirchen.“

Bei dieser unerwarteten Antwort blickte Wolfenstein seinen Diener an, als ob er etwa an dessen Verstandeskraften zweifle.

„Fräulein von Fünfkirchen? Joseph, bist Du verrückt? Wie kommen die Stiefel des gnädigen Fräuleins hierher, wie wäre das möglich?“

„Es ist aber so, Herr Graf, es sind die Stiefel des Fräuleins von Fünfkirchen, die sie heute anhatte.“

„Anhatte — anhatte!“ rief Wolfenstein, „wo denn, doch nicht hier?“

In diesem Augenblick erschien Frau Martha Wendleins runde Gestalt so zum richtigen Moment im Hintergrund der Vorhalle, daß ein unparteiischer Beobachter schwankend geworden wäre zwischen der Bewunderung einer günstigen Schicksalsfügung oder des feinen Gehörs von Herrn Ephraims Ehehälften.

Raum wurde der Graf ihrer ansichtig, als er auf sie zutrat, ihr die Stiefel entgegenhielt und sie anherrschte: „Wem gehören die Stiefel?“

„Dem gnädigen Fräulein von Fünfkirchen,“ erwiderte sie ruhig, ihn mit ihren freundlichen Augen fast schelmisch anblinzeln, während es um den großen wohlgeformten Mund von verhaltenem Lächeln zuckte.

„Das weiß ich jetzt zur Genüge; wie sie aber hierher kommen, das will ich hören.“

„Wenn der Herr Graf geruhen möchten, mich anzuhören —“

„Reden,“ lautete sein Bescheid, während der unschuldige Gegenstand seines Anmutzes unsanft auf die Erde flog, „rede — aber fasse Dich möglichst kurz!“

Frau Wendlein löste diese ihr gestellte Aufgabe zu leidlicher Zufriedenheit ihres Herrn. Der Graf hörte den wohl fünfzehn Minuten in Anspruch nehmenden Bericht mit gerunzelter Stirn und seinen dunklen Bart durch die Finger ziehend, ohne Unterbrechung an.

„Es ist gut,“ sagte er dann, als die Alte zu Ende war und tief Athem schöpfend zurücktrat, „es ist gut; Sorge dafür, daß es der Dame an nichts gebricht und wenn das Wetter nachgelassen, schicke einen Boten nach Somnitz, man wird sich dort Sorge machen um das Ausbleiben des Fräuleins.“

Er trat dann mit raschen festen Schritten in sein rechter Hand gelegenes Wohnzimmer und ließ die Thür schwer hinter sich ins Schloß fallen, Frau Martha Wendlein aber schritt hochgehobenen Hauptes nach ihrer im hinteren Flügel gelegenen Wohnung hinüber.

„Nun?“ fragte Ephraim neugierig, als er, mit dem Stopfen seiner Pfeife beschäftigt, beim Eintritt der Gattin den Kopf wendete, „nun, wie war's?“

„Wie soll's sein — wie's immer ist,“ erwiderte diese, nach dem Strickstrumpf greifend und sich im Sorgenstuhl niederlassend.

„Ich habe ihm's gesagt — der Joseph pappelte natürlich lauter Dummheiten; die Mannsbilder sind eben alle Hasenfüße.“

„Hm“ setzte der Eh herr ein, — weiter kam er aber nicht — er steckte die Pfeife in Brand und das Ende der Antwort erstarb in den ersten, kräftigen Zügen, die er daraus that. — — —

Graf Wolfenstein schritt gedankenvoll in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Es war dies ein zweifelhafter und großer Raum, in dem fast nichts mehr an die glanzvolle Ueppigkeit der Rokokozeit erinnerte. Die Möbel von geschnitztem Eichenholz, Ueberzüge und Vorhänge von schwerer Seide in gedämpfter brauner Farbe, die Wände bedeckt mit einer außerlesenen Waffensammlung. Alles dies kontrastirte gar seltsam zu den reichvergoldeten, mit allerlei Zierrat überladenen Thüren, zu dem in lichten Tönen gemalten Plafond, der nur insofern zu der übrigen Einrichtung paßte, als er in einigen, von Blumengewinden umrankten Medaillons die zur Jagd ausziehende, die jagende und die von der Jagd heimkehrende Diana mit ihrem Gefolge zeigte. Gemälde oder irgend welche andere Bilder sah man nicht, ausgenommen eins.

Neben dem an einem der Fenster stehenden Schreibtisch des Grafen lehnte auf einer Staffelei das lebensgroße Delbild eines weiblichen Wesens. Ob Frau, ob Mädchen? Ohne den Ehering am vierten Finger der rechten Hand würde man entschieden das letztere angenommen haben, so jugendlich, fast kindlich unentwickelt, und doch von so reizender Anmuth war die ganze Erscheinung; der Ausschnitt des weißen Seidenkleides, die weit zurückfallenden Ärmel ließen den zarten, mit zwei Reihen kostbarer Perlen schnüre geschmückten Hals und die schlanken Arme frei, das üppige blaue schwarze Haar, nach beiden Seiten der Stirn leicht zurückgenommen, fiel in langen, schweren Zöpfen über die Brust herab; rechts oben in der Ecke des Bildes trug ein wappenartiges Schild die Inschrift: „Adiome Gräfin Wolfenstein, geborene Gräfin Kolokotroni.“

Während der Graf den weiten Raum von einem zum andern Ende durchmaß, flogen seine Blicke oft zu dem Bilde hinüber, aber nicht wie sonst ließ er sich am Schreibtisch nieder, um sich in den Anblick der schönen Züge zu versenken.

Die Fremde, die unter seinem Dache Schutz gesucht, nahm wider Willen seine Gedanken mehr in Anspruch, als er es für möglich gehalten, und er fühlte etwas wie einen leichten Unmuth darüber in sich aufsteigen.

Fräulein von Fünfkirchen von Romniz, jedenfalls die Enkelin des alten Rittmeisters. Die Hofdame, wie hieß sie doch? Er rieb sich die Stirn, der Name fiel ihm nicht ein; er versenkte sich tiefer in die Erinnerungen seiner Jünglingsjahre — er lachte. Auch einmal waren die Romnizer mit Gästen nach Lindenbrück gekommen und man hatte das Jagdschloß besucht; er selbst war damals Student und in der Gesellschaft hatte ein kleines, zehnjähriges Mädchen am meisten sein Interesse erregt, das wißbegierig nach allem fragte und von jedem Zimmer, jedem Wilde eine Geschichte hören wollte. Wie viele Jahre das her war — er hatte die Kleine nie wieder-gesehen; als er aber zuletzt in Romniz war, hatte der Rittmeister ihm gesagt, daß er seine Enkelin erwarte — seine Enkelin — — — und jetzt fiel ihm auch der Name ein, Clemence hatte der alte Herr sie genannt.

Wie die meisten Menschen, die ein stilles, abgeschlossenes Dasein führen und durch jedes unerwartete Ereigniß mehr als andere angeregt werden, erging es auch dem Grafen. Seine Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit den Ereignissen des heutigen Tages, und als er sein Lager aufsuchte, konnte er anfangs nicht einschlafen; verfiel er aber in einen kurzen Schlummer, so umgaukelten ihn die närrischsten Traumbilder. Frau Wendlein kam darin vor, sie hielt in jeder Hand einen sehr kleinen Lederstiefel und ihre Augen blinzelten ihn schelmisch an. — — — — —

Süß und friedlich schlief dagegen das junge Mädchen oben unter den seidnen Vorhängen des Himmelbettes, und erst als die Strahlen einer warmleuchtenden Aprilsonne sich neugierig durch die schweren Stoffgardinen der Fenster stahlen und leise die dunklen Lüden über der Stirn und die vom Schlaf gerötheten Wangen küßten, schlug sie die Wimpern auf und bläute mit dem Ausdruck des Erstaunens um sich; allmählich kehrte ihr die Erinnerung an das gestrige Abenteuer zurück — sie lächelte halb verschämt, halb belustigt, stützte sich auf den Ellenbogen und ließ ihre Blicke durch das kleine Gemach schweifen. Wie in ein Zauberschloß versetzt kam sie sich vor, — die Möbel mit den blumenüberstreuten Bezügen, der mit Gestalten von spielenden Nymphen kunstvoll bemalte Plafond, der kostbare Spiegel, in dem sie sich selbst auf dem reichen, alterthümlichen Lager erblickte, und vor allem der kaum merkliche, aber doch wahrnehmbare Geruch, wie er in lange unbewohnt gewesenen Räumen herrscht — alles das war so seltsam, so fremd und geheimnißvoll. Sie verschränkte die Arme unter dem Kopf und blickte träumerisch zu den hellen, zitternden Kreisen auf, die die Sonne an die Zimmerdecke warf; sah es doch fast aus, als ob die holden Meer mädchen ihr schelmisch zulachten.

Plötzlich richtete sie sich auf, ein Blick nach ihrer auf dem Bettstischchen liegenden Uhr hatte sie belehrt, daß es nicht mehr gar so früh am Tage sei, und sie fing an, sich anzukleiden; als sie draußen einen leisen, hüpfenden Schritt hörte, bewegte sie die silberne Glocke, und Frau Wendlein, in glänzend weißer Schürze, einen kleinen Handkoffer tragend, trat mit höflichem Knixen näher.

„Wie haben das gnädigste Fräulein geruht?“ fragte sie.

„O gut, vorzüglich, Frau Wendlein. Aber warum bringen Sie denn da meinen Koffer?“

„Der Bote, den wir gestern nach Romniz geschickt, den alten Herrschaften Nachricht zu geben, hat ihn mitgebracht.“

„Ach, das gute Großmütterchen! Freilich, meine Sachen sind ja ganz verregnet. Stellen Sie nur ihn hin, liebe Frau Wendlein.“

„Darf ich helfen?“

„O nein, danke, in einer kurzen halben Stunde bin ich unten.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

1901!

Ehlfvesterkizzen von Ernst Feldern.

Gerade am Ehlfvester auf detachirten Unteroffizierposten zu ziehen, gehört auch nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Aber was half's: Die ewig gleich gestellte Uhr des Dienstes . . . und dann noch dazu in Feindesland, etwa zwei Meilen von Baotingfu entfernt.

So verließ Unteroffizier Schneider mit seinen zehn Mann die Feldwache. Unterwegs schon hatte er seinen Merger mit dem Soldaten Linde, der immer und ewig hinter der kleinen Kolonne hertrabte.

„Kerl“, schnauzte er endlich, „weshalb haben Sie sich bepact wie ein Maulthier, seit wann ist es denn Mode, mit Kesseln und Kochgeschirr auf Feldwache zu ziehen?“

Ein schlaues Lächeln zuckte über das Gesicht des Soldaten und er beeilte sich, wieder in sein „Loch“ hineinzukommen.

Der Posten etablirte sich bei einem alten Tempel, — es war weit und breit weder Mensch noch Boger zu erblicken. Langsam nur verstrichen die Stunden, aber je mehr sich die Dämmerung herniedersenkte, eine desto regere Thätigkeit entwickelte der Soldat Linde. Er hatte bald den Eingang zum Tempel ausfindig gemacht und da die Thür zu eng war, mit dem Seitengewehr etwas „nachgeholfen.“ Dann zwängte er seinen Tornister durch das Thor, schleppte Maisstauden herbei, sah nach Wasser, entnahm seinen Hosentaschen einige Flaschen und selbst in seinen Stiefelschäften hatte er geheimnißvolle Dinge verborgen.

. . . . Unteroffizier Schneider hatte es sich mit seinen Leuten am Rande eines Maisfeldes so bequem wie möglich gemacht. Plötzlich hob er den Kopf und schnüffelte in der Richtung nach dem Tempel. „Hm, merkwürdig,“ brummte er, „das riecht ja gerade wie . . . ., wie . . . .“

Da kam der Soldat Linde und meldete stramm dienstlich: „Herr Unteroffizier, wenn ich bitten darf: Die Ehlfvesterbowle ist angerichtet!“

„Was?“ staunte der Unteroffizier.

„Wie ich gesagt habe,“ bestätigte der Soldat, „riechen Sie denn nicht schon das Aroma des Aracs?“ Und er führte seine Kameraden in den Tempel.

Welche Ueberraschung: rings um den grinsenden Gözen brannten einige Talglichter, ein Kessel mit heißem Wasser surrte und aus den Blechgeschirren stieg Bowlunduft.

„Ein Hauptkerl, dieser Linde“, schmunzelte der Unteroffizier, „deshalb hatte er sich also so bepact! Eigentlich dürfen wir ja die Tempel gar nicht betreten, noch viel weniger Bowlen drin brauen. Aber da nun heute Ehlfvester ist, muß sich's der alte Göze gefallen lassen. Stoßen wir also an: Allen, die wir drüben im fernem Deutschland lieben, ein herzliches

Prosit Neujahr 1901!“

\* \* \*

Ehlfvesterball! Das ist auch so 'ne Ueberlieferung, die sich nicht lange mehr in den Lokalen aufrecht erhalten lassen wird. Denn zu Ehlfvester sieht sich selbst der enragirteste Kneipbruder nach Familienanschluß um. Und was sollen die Damen ohne Herren machen? Sie langweilen sich. Deshalb stehen die Ehlfvesterbälle auf dem Aussterbeetat und selbst der Gratis-Punsch und die Gratis-pfannkuchen vermögen diese Institutionen nicht mehr zu galvanisiren.

Im „Elborado“ schien man sich in das neue Jahr hinüber langweilen zu wollen. Die Kellner gähnten, die Musikanten träumten und die paar Mauerblümchen, welche die Wände garnirten, harrten vergeblich auf die Tänzer, die sich nicht einfanden wollten. Ganz hinten am Eckisch hockte ein langweiliger Patron, der Lagerbier trank und eine schlechte Zigarre nach der andern rauchte. Mit so 'nem Philister war schon gar nichts anzufangen.

Da endlich, kurz nach elf . . . großer Lärm in der Garderobe; eine ganze Zahl junger Leute stürmte in den Saal.

„Kellner“, rief ein langer hagerer Mensch, der sich ein blaues Augenglas auf die Nase geklemmt hatte, „Rothspohn — Bordeaux!“

„Aber Willy“, protestirten die anderen, „nachdem wir schon drüben in der „Alhambra“ mit Sekt angefangen haben, werden wir doch hier nicht nochmals mit Rothwein beginnen. Deine Mittel erlauben Dir doch beim Sekt zu bleiben.“

„Mir auch recht“, lachte Willy, „also Heidsieck!“

Die Kapelle fiel mit einem rauschenden Tusch ein, die Pfropfen knallten und bald entwickelte sich ein fröhliches Gelage, an dem theilzunehmen die Damen eingeladen wurden. Die sagten denn auch nicht „nein . . .“

„Hätt' ich nie geglaubt“, meinte der Zahlkellner zu dem einsamen Gast in der Ecke, „daß wir noch eine so vergnügte Sylvester- nacht kriegen würden.“

„Ah“, lächelte der, „die kann noch vergnügter werden, um Mitternacht wird wohl erst der Knalleffekt kommen.“

„Ich glaube auch, daß die Deutschen noch eine besondere Ueberraschung in petto haben“, bestätigte der Oberkellner, „s müssen doch gut bezahlte Menschen sein, diese Kaufleute.“

Inzwischen drehten sich die Pärchen lustig im Kreise und als der erste Schlag der Mitternachtsglocke ertönte, kommandirte Willy: „Herr Kapellmeister, einen kraftvollen Tusch,“ erhob seinen Champagnerkelch und rief mit schallender Stimme durch den Saal: „Prosit Neujahr, meine verehrten Gäste!“ Eben wollte er den Kelch an die Lippen setzen, da tippte ihm jemand etwas unsanft auf die Schulter. Erstaunt wandte er sich um; hinter ihm stand der schweigsame Gast aus der Ecke, der ihm eine Blechmarke vor die Augen hielt und ihm in's Ohr raunte: „Ich bin Kriminalbeamter. Sie sind der Desfraudant Willy Sörensen und haben Ihrem Hause 40000 Kronen unterschlagen. Folgen Sie mir ohne Aufsehen sonst muß ich Gewalt anwenden.“

Klirrend fiel der Champagnerkelch zu Boden und zerplitterte in tausend Scherben. Ehe Willy noch wußte, wie ihm geschah, spürte er kalte Eisen an seinen Handgelenken und wankte todtenbleich an der Seite des Beamten aus dem Saal. Die Musik verstummte mit einer grellen Dissonanz.

„So, so,“ brummte der Oberkellner, „so ein Fröchtl war das! Da muß ich sehen, daß ich von den anderen Deutschen mein Geld kriege. Der Beamte hatte recht: Das war der erste Knalleffekt des Jahres 1901!“

\* \* \*

Der einst so zahlreich besetzte Stammtisch hatte sich im Laufe der Jahre arg gelichtet; an jedem Sylvesterabend wurde der „Abgang“ einiger Kameraden konstatiert, welche von den Fesseln der Ehe in Banden geschlagen waren. So waren jetzt nur noch drei Stammtischler übrig geblieben: die beiden Oberlehrer Wettelkind und Karlhoff und Direktor Werner von der Eisenbahn-Rechnungs- Behörde.

. . . . Es schlug neun Uhr. Der Oberlehrer Wettelkind erschien und nahm am obersten Ende des Tisches Platz. Eine halbe Stunde später trat sein Kollege Karlhoff ein und okkupirte den Sitz am entgegengesetzten Pol der Tafel. Also zwei Antipoden . . . .

Und weshalb? Ach, das war eine Geschichte noch von der letzten Sylvesterfeier her. Da hatte Herr Wettelkind einen kühnen Trinkspruch auf das neue Jahrhundert geschwungen und in demselben Augenblick war ihm sein Kollege in die Parade gefahren:

„Meine Herren! Es hat keinen Zweck, den Anfang eines neuen Jahrhunderts schon ein Jahr früher zu feiern als es nothwendig ist. Denn ebenso sicher wie zwei mal zwei vier ist und man beim Zählen nicht bei 0, sondern bei 1 anfängt, ebenso —“ u. s. w.

Seit diesem Tage hatte die Kollegialität der beiden einen Wirbelbruch erlitten. Sie verkehrten zwar noch am Stammtisch, aber sie legten möglichst große Distanzen zwischen ihre Stühle. Der einzige Kontaktor war noch der Direktor Werner, der sich zu einer Art Vermittlungsamt zwischen den beiden ausgebildet hatte.

. . . . Es schlug zehn Uhr. Am Stammtisch herrschte noch immer tiefes Schweigen, das eine jähe Unterbrechung erfuhr, als der Kellner plötzlich eine Stadtdepesche überreichte.

„Bitte,“ meinte Herr Wettelkind und schob das „petit bleu“ nach dem anderen Ende des Tisches.

„Nicht doch,“ replizirte sein Kollege und schnellte das Telegramm wieder herunter, „immer demjenigen die Vorhand, der in der Weltgeschichte ein Jahr voraus ist.“

Mit einer wüthenden Geberde riß Herr Wettelkind das Telegramm auf. Noch ehe er einen Blick hineingeworfen hatte, zürnte er: „Ich muß mir doch verbitten, daß diese alte Geschichte . . . . Sapperlot,“ unterbrach er sich, „das hat gerade noch gefehlt: Die Verlobung des Herrn Eisenbahndirektor Werner mit ihrer Tochter Alice beehren sich —“

Einer geknickten Bille gleich sank er auf seinen Stuhl zurück. „Nun sind wir ganz allein,“ stöhnte er.

„m ja,“ ertönte es von der anderen Tischseite her, „das kommt mir nicht überraschend. Meine Schwester Martha hatte mir von der Verlobung schon erzählt.“

„So, so, Ihr Fräulein Schwester,“ bestätigte dieser und setzte sich zwei Plätze weiter hinunter. Jetzt waren nur noch drei Stühle zwischen den feindlichen Jahrhunderten frei. Den einen nahm der Kellner fort, er wurde für einen neuen Sylvestergast gebraucht, und auf den anderen rutschte Herr Oberlehrer Wettelkind.

„Lieber Herr Kollege,“ sagte er etwas unsicher, „Fräulein Martha natürlich . . . . na, ich meine, es war doch Unsinn, daß wir da heut vor einem Jahre, — na ja, Sie hatten Recht. Wenn ich das nun wieder gut machte, indem ich morgen Fräulein Martha einen Neujahrsbesuch abstatte.“

„Meine Schwester hat den Besuch schon längst erwartet,“ lächelte sein Kollege.

. . . Die Punschbowle. Schlag zwölf. Brausende Neujahrs- proste.

„Herz. Freund, Kollege,“ jubelte Oberlehrer Wettelkind, „Du bester aller Menschen, Dir habe ich's zu danken, daß für mich der Anfang des Jahrhunderts erst mit der Visite bei Deiner Schwester beginnt am

1. Januar 1901!

\* \* \*

'ne alltägliche Gesellschaft! Aber hübsches Tafelgeschirr, — allerdings wenig Silber, dafür aber gediegene Porzellanfachen. Tafelaufsätze aus der Königl. Kassegeschirr echt Meißner, Teller aus Sevres.

„Wo se bloß das scheene Porzellan her haben,“ flüsterte Frau Bäckermeister Arnold ihrer Nachbarin zu.

„Das is uff Pump,“ versicherte die, „aber passen Se mal uff, 's thut sich heut noch was; umsonst is der Akzessor nich einladen, der soll an die Bene ran. Aber der will nicht so recht, und nu woll'n se ihn importiren . . .“

„Neden Sie mir nischt,“ wehrte die Frau Bäckermeister ab, „mit dem Akzessor is' aus. Det is 'n armer Schlucker, der gehört hier nich rin.“

„Wer is denn der dicke junge Mensch, der neben Bene sitzt?“ wurde gefragt.

Achselzucken rings umher.

Nach der Suppe erhob sich der Gastgeber, Herr Privatier Hinkel. Er kündigte eine Sensation an für den Jahreschluß, eine Sensation, die, — na, er wollte noch nichts verrathen.

Die Gesellschaft war von Neugierde erfüllt. Die Stunden vergingen zu langsam und man überbot sich in Lösungen des Sylvester-Räthsels.

Fräulein Helene stand mit Assessor Richter an einer Thür- Portiere. Sie war blaß wie eine Bille.

„Ihr letztes Wort?“ fragte der Assessor mit zitternder Stimme.

„Arthur,“ flehte sie, „kann ich anders handeln? Ich soll doch Vater und Mutter ehren . . .“

— — Kurz vor Jahresluß! Die Bowlen wurden aufgeföhren. Fräulein Helene saß in ihrem Sessel und spielte nervös mit ihrer Serviette. Neben ihr der dicke junge Mann, der die Daumen seiner gefalteten Hände Karoussel fahren ließ. Der Stuhl des Affessors war leer.

Zwölf Schläge, — ein neues Jahr! Herr Privatier Hinkel klopfte an sein Weinglas:

„Berehrteste Festgenossen!

Ich verfüge über keinerlei Niedergabe. Das hindert aber nicht, daß ich meine Tochter Helene heut mit Herrn Felix Meyer, dem Inhaber eines der bedeutendsten Porzellangeschäfte der Provinz verlobt habe. Das ist wirklich ein erfreulicher Abschluß des Jahres!“

Große Gratulationscour, Gläserklingen, Glückwünsche.

— — „Na ja,“ meinte Frau Bäckermeister Arnold, „die Sache is richtig. Dem armen Kerl von Akzesser, was wirklich ein fein gebildeter Mensch war, den lass'n se abfallen un der Porzellanfrühe kommt ran — na, da soll doch gleich . . .“

Das Brautpaar kam die Tischreihe entlang.

„H, oh,“ knixte die Frau Bäckermeister, „liebste Fräulein Helene, eine bessere Wahl hätten Sie gar nicht treffen können, so ein reizender Mensch . . .“

Helene wandte sich unwillig ab.

„Na, gestatten Sie“, vertrat ihr die Bäckermeisterin den Weg, „erst anstoßen. Also“, — sie nahm ihr Glas — „es lebe Ihr erster Herzensjahz des

Jahres 1901!“

(Nachdruck verboten.)

## Die Kollegin.

Sylvester-Novelle von Hedwig Hoepfner.

Sylvesterabend! — Dunkle Schneewolken ballten sich am Himmel. Nur ab und zu gelang es dem Mond, dieselben zu zerreißn, aber immer wieder drängten sie ihn dreist zurück.

Da gab er es denn endlich seufzend auf, den Abschied des alten Jahres von der Mutter Erde mit anzusehen und mit all den lustigen Menschenkindern das neue Jahr zu erwarten. Mißvergnügt wollte er sich eben in seine himmlischen Gemächer zurückziehen, als es ihm noch einmal gelang, sich an einer dicken Wolke vorbeizuzwängen und einen letzten Blick auf eine gute Mittelstadt zu werfen.

Sein Strahl fiel gerade auf ein Haus, das rechts von der Hausthür ein Schild mit der Aufschrift „Dr. med. Theodor Fritsch, praktischer Arzt,“ und links ein ähnliches mit der Aufschrift „Dr. med. Katharina Seidel, praktische Ärztin“ trug.

Diese beiden Schilder sah der Mond nun schon seit einem Vierteljahr; aber immer wieder regte er sich darüber auf; so auch heut.

„Die dumme Frauenemanzipation!“ schalt er ärgerlich. „Sogar bis in die kleinen Nester hinein erstreckt sie ihre Fäden. Wir armen Männer! Die Welt wird immer schlechter. Ich möchte wohl wissen, was das neue Jahr an Dummheiten ersinnen wird!“

Damit schlurste er brummend in sein Wohngemach und warf die Thür krachend hinter sich zu.

In dem bewußten Hause parterre links saß indessen Fräulein Doktor Käthe Seidel in ihrem Sprechzimmer am Schreibtisch. Sie zog eben das Facit ihrer ärztlichen Thätigkeit seit Oktober, zu welcher Zeit sie sich hier niedergelassen hatte. Ihr zierliches Näschen krauszte sich zornig. Himmel, welch' Resultat! — Sprechstunde immer unbesucht und bloß zehn Krankenvisiten, nicht mehr und nicht weniger! Und diese wenigen Patienten hatten sie, wie sie genau wußte, nur als Nothnagel benutzt, weil Dr. Fritsch, nach dem sie gesandt hatten,

nicht zu Hause war, weshalb die Boten, da die Sache eilte, ihre Zuflucht zu ihr nahmen. —

Fräulein Doktor lachte bitter auf. Dann klappte sie das Krankenjournal, das sie mit seinen unbeschriebenen Blättern höhnisch anzusehen schien, energisch zu. O vorurtheilsvolle Welt, die einer strebenden, ringenden Frau den Kampf ums Dasein so schwer macht! Aber sie wollte nicht weichen; sie wollte ihren Platz behaupten. Vielleicht barg das neue Jahr mehr Glück für sie als das alte! —

Rasch erhob sie sich und trat vor den Spiegel, um einen prüfenden Blick über ihre Toilette zu werfen, denn sie war von der alten Tante des Dr. Fritsch, die ihrem unverheirateten Nessen die Wirthschaft führte, eingeladen, den Sylvesterabend bei ihr zu verleben.

Die beiden Damen hielten gute Nachbarschaft. Meist war es freilich das alte Fräulein, das die Kollegin des Doktors besuchte, denn Fräulein Doktor vermied es thunlichst, hinüberzugehen, wenn der Herr Kollege da war.

Sie hatte einen Groll gegen ihn. Er behandelte sie nicht wie feinesgleichen, wie die Kollegin, die in demselben Berufe, den er hatte, arbeitete und ihre Befriedigung suchte, die sich frei gemacht hatte von den Schwächen des Weibes, sondern er begegnete ihr, wie er wahrscheinlich auch jedem anderen jungen weiblichen Wesen, das sich noch nicht zu solcher Höhe emporgeschwungen, begegnete: liebenswürdig, zuvorkommend, nur, nach ihrer Meinung eben, nicht ernsthaft genug.

Die heutige Einladung hatte sie nur angenommen, weil Fräulein Bertha Fritsch ihr mitgetheilt hatte, daß ihr Nesse zur Sylvesterfeier bei Kommerzienrath Lindz eingeladen sei.

„Ich hoffe immer, daß aus Theodor und der kleinen Lucie Lindz ein Paar werden wird,“ hatte das alte Fräulein vertraulich hinzugefügt. „Vielleicht entscheidet sich das heut schon; Sylvester ist ein so geeigneter Moment zum Verloben; d. h., alles ist nur eine Vermuthung von mir. Theodor ist so verschlossen. Wenn ich eine kleine Andeutung in bezug auf ihn und Lucie mache, lacht er bloß so verschmigt.“

„Mag er glücklich werden! Das kleine Gänschen muß seinem Geschmac ja völlig entsprechen!“

Fräulein Doktor hatte das laut gedacht und erschrak nun vor dem Klang ihrer eigenen Stimme. Aergerlich, daß sie sich so viel mit Dr. Fritsch beschäftigt hatte, setzte sie sich wieder an den Schreibtisch, um bis zu ihrem Fortgehen noch ein wenig zu lesen.

Merkwürdigerweise weilten auch die Gedanken des Dr. Fritsch jetzt gerade bei dem Fräulein Kollegin. Schon mit dem schwarzen Gehrock angethan, stand der junge Arzt am geöffneten Fenster und blickte hinaus auf die stille Straße.

Die dunklen Wolken bedeckten noch immer den ganzen Himmel, und ein heftiger Wind, der sie hin- und herpeitschte, hatte sich erhoben.

„Puh, welch' Wetter, und da soll man ausgehen! Der Ruckuck hole alle Sylvestergesellschaften!“ murrte der Doktor. „Warum bleibe ich eigentlich nicht lieber hier und verleve den Abend mit der Tante und dem Fräulein Doktor?“

Die Erinnerung an die Kollegin schien eine sehr freundliche, denn der junge Mann piffte vergnügt vor sich hin.

„Ein vertauselt hübscher Käfer, die Kleine,“ murmelte er. „Augen, so groß wie ein paar Wagenräder und schwarz wie die Nacht! Schade nur, daß sie dem Bözen, den man Frauenbewegung nennt, in die Arme gelaufen ist. Warum muß sie denn durchaus Fräulein Doktor sein? Frau Doktor klingt doch entschieden besser. Nun, vielleicht fieht sie das später selbst ein; hoffen wir auf die Zukunft!“

Er lächelte vor sich hin. Kein Gedanke an die blonde Lucie Lindz drängte sich zwischen diese Betrachtungen. Tante Bertha wäre sehr erstaunt gewesen, wenn sie jetzt in dem Herzen ihres Nessen hätte lesen können.

„Ja, was hilft's, die Pflicht ruft!“

Mit diesen Worten wollte der Doktor das Fenster schließen; da nahm ihm der Sturm die Arbeit ab.

Krachend flogen die Flügel an einander, aber klirr — klirr — klirr — dabei bedeckten tausende von Glassplintern das Trottoir unten und den Boden von des Doktors Studirstube. Der Doktor hatte unwillkürlich zugegriffen, um dem Unheil zu steuern, aber o weh — auf einmal fühlte er, wie von seiner rechten Hand heiße Tropfen herabstürzten.

Hatte er sich geschnitten? — Rasch zog er die Hand zurück. Nichtig, da klaffte ihm eine große Fleischwunde entgegen. Fatal! Hier mußte genäht werden. — Wenn es nur nicht gerade die Rechte gewesen wäre! Mit der Linken konnte er doch gar nichts anfangen.

In diesem Augenblick öffnete Fräulein Bertha die Thür.

„Es ist Zeit, Theodor, daß Du gehst!“ rief sie.

Dann, die blutüberströmte Hand bemerkend, stieß sie einen Schrei aus.

„Ich habe mich verletzt,“ sagte ihr Nefse. „Bitte, schicke zu Dr. Böhme, damit er die Wunde zunäht.“

Fräulein Bertha schrie zum zweiten male. Das Wort „nähen“ gab ihr einen Nervenschoc; dann stürzte sie hinaus.

Aber sie schickte nicht zu Dr. Böhme, sondern riß an der Klingel ihrer Nachbarin, des Fräulein Dr. med. Käthe Seidel. Eine Frau ist zarter; die würde nicht gleich nähen, wie der schreckliche Dr. Böhme, den Fräulein Bertha schon im gewöhnlichen Leben seines poltrigen Wesens wegen nicht leiden mochte.

Fräulein Doktor eilte erschrocken aus ihrem Zimmer heraus um zu öffnen, als sie den gellenden Ton der Sturmglocke vernahm. Sie hatte Mühe, das aufgeregte kleine Fräulein zu beruhigen und zu erfahren, was eigentlich vorgefallen war. Als sie endlich wußte, worum es sich handelte, packte sie schweigend ihr Handwerkszeug zusammen und folgte der alten Dame hinüber.

Dr. Fritsch stand vor seiner Waschoilette, und suchte das noch immer rinnende Blut zu stillen. Als er Schritte hörte, wandte er sich um.

„Mein gnädiges Fräulein,“ rief er erstaunt. „Pardon wegen des Aufzuges, in dem Sie mich hier treffen! Dr. Böhme wird hoffentlich bald kommen und mich wieder präsentabel machen.“

Fräulein Doktor biß sich auf die Lippen. Sie nahm er nicht für voll; in ihr sah er auch jetzt nur die Dame, den Gast seiner Tante. Aber sie überwand die Empfindlichkeit.

„Ihr Fräulein Tante,“ sagte sie ruhig, „ist in ihrer Sorge zu mir geeilt und hat wohl in der Aufregung vergessen, nach Dr. Böhme zu schicken. Wollen Sie sich meiner ärztlichen Kunst nicht anvertrauen, Herr Kollege?“

Er verbeugte sich höflich:

„Aber gewiß, Fräulein Kollegin!“

Sie ergriff die ihr dargereichte Hand, um dieselbe zu untersuchen. Als sie die tiefe Wunde bemerkte, wurde ihr ganz schlimm, ihr, die doch in der Klinik ganz andere Sachen als solche Vappalien gesehen hatte; aber sie besiegte ihre Schwäche.

„Es ist nichts weiter,“ meinte sie; „ich werde den Schnitt zunähen, dann ist's wieder gut.“

Er nickte, und Fräulein Bertha entfernte sich zitternd aus dem Zimmer. —

Indessen hatte Fräulein Doktor den rothen Seidenfaden mit Mühe eingefädelt. Merkwürdig, sie hatte doch sonst so gute Augen, und heut hatte sie zuerst gar nicht das Nadelöhr finden können.

Dann begann sie die Arbeit. — O Gott, wie zitterten ihr doch die Hände! Bei jedem Stich fühlte sie einen fast körperlichen Schmerz in ihrem eigenen Herzen. — Was war ihr nur?

Und plötzlich wußte sie es. Sie war keine von jenen Ausgewählten, die die reinen Höhen erstiegen und alle Schwächen des Weibes abgestreift hatten. Wenn sie es einmal geglaubt hatte, so sah sie jetzt ihren Irrthum ein. Sie verwünschte ihren Beruf, auf

welchen sie bisher so stolz gewesen war, und in dem sie sich über die meisten ihrer Schwestern so erhaben gedünkt hatte, — und warum? — Weil sie den Mann, der da vor ihr stand, und dem sie die Nadel ins Fleisch stechen mußte, liebte, ja, liebte mit allen Fasern ihres Herzens! —

Dr. Fritsch blickte auf die bebenden kleinen Hände, er sah in das blasse Gesicht und bemerkte, daß die dunklen Augen voller Thränen standen. Da kam auch über ihn eine Art Hellschere. Er ahnte alles, und trotzdem die ungeschickt hantirenden Händchen ihm einen abscheulichen Schmerz bereiteten, hätte er doch am liebsten hinausgejubelt.

Endlich war die Naht fertig, aber Fräulein Doktor war mit ihrer Nervenstärke auch zu Ende. Sie brach in Thränen aus. Fräulein Bertha, die angstvoll hinter der Thür gestanden hatte, eilte herbei. Ihrem Zureden gelang es, die Weinende zu beruhigen.

Der Doktor war zum Glück in seinem Schlafzimmer verschwunden, um sich eine Hausjoppe überzuwerfen. Jetzt kam er vergnügt zurück.

„So, nun auf zur Schwelgerfeier, meine Herrschaften,“ rief er; „denn als Patient kann ich mit Anstand zu Hause bleiben!“

„Aber, was wird die Lucie sagen?“ neckte das alte Fräulein schüchtern.

„Lucie?“ sagte ihr Nefse erstaunt; „Lucie Lind? Ja, was soll die denn sagen?“

Dann lachte er hell. Ihm war das Verständniß der dunklen Rede aufgegangen.

„O Tante, Tantchen!“

„Sehen Sie, so ist er immer,“ flüsterte Tante Bertha dem Fräulein Doktor zu. „Was halten Sie von der Sache?“

Sedoch Fräulein Doktor starrte noch immer halb abwesend vor sich hin und antwortete nicht.

Als man später in Tante Berthas gemüthlichem Wohnzimmer bei einer Bowle zusammensaß, konnte Dr. med. Katharine Seidel mit ihrem Kollegen zufrieden sein. Er sprach ganz gelehrt nur über Wundenbehandlung mit ihr; schade bloß, daß ihre Gedanken garnicht bei der Sache waren. Tante Bertha, der der Nefse heut zu langweilig vorkam, ließ sich von Morpheus einspinnen und bald zeigten laute Schnarchtöne, daß sie den Schlummer des Gerechten schlief.

Jetzt ließ der Doktor alle Wunden der Welt sein und dachte nur daran, die seines Herzens zu heilen. Er hielt seiner Kollegin einen Vortrag darüber, der gar nicht gelehrt war, aber ihre Augen feucht schimmern und ihre Wangen purpurn erglühen ließ.

Der Sinn der langen Rede gipfelte in der Frage, ob das Fräulein Kollegin gewillt sei, sich in eine kleine herzige Frau Doktorin zu verwandeln. Und Fräulein Doktor schien nichts gegen diese Metamorphose zu haben. Wenigstens duldete sie es schweigend, daß der Herr Kollege sie in seine Arme schloß. —

Draußen verkündete die Thurmuhr mit zwölf dumpfen Schlägen das Scheiden des alten und den Beginn des neuen Jahres. Ein frohes Rufen und Lärmen erhob sich auf der Straße.

Tante Bertha fuhr aus dem Schlafe empor.

„Was giebt's?“ fragte sie verwirrt, sich die Augen reibend.

„Das neue Jahr und ein Brautpaar; Fräulein Dr. med. Katharina Seidel und Dr. med. Theodor Fritsch, die beiden Kollegen und Konkurrenten, empfehlen sich als Verlobte!“ erwiderte ihr Nefse fröhlich, und dann umschlangen zwei Glückliche die Erstaunte zärtlich.

„Ja, aber Lucie?“ stammelte sie.

„Lucie heißt eben Dr. Käthe,“ lachte Dr. Fritsch, indem er sein Bräutchen an sich zog. „Das ist nun einmal nicht anders.“

Gerade in diesem Augenblicke hatte der Mond sich wieder einen kleinen Auszug erobert. Die Neugier, den Einzug des neuen Jahres mit anzusehen, hatte ihn nicht ruhen lassen.

Durch die unberüllten Fenster in Fräulein Berthas Wohnzimmer schauend, erblickte er just das Doktorpaar in enger Umarmung

„Der Tausend,“ sicherte er; „das ist eine Ueberraschung! Geschehen noch Zeichen und Wunder? Ja, ja, ich bekomme wieder Vertrauen zu der guten Welt. Ob Frauenemanzipation oder nicht, im Grunde ist die Sache doch dieselbe: die Frau bleibt eben Frau, und der Mann bleibt der Mann! — Neues Jahr, Du Schlingel, zieh Dir eine Lehre aus dem Bilde, das Du da siehst, und mache keine Extravaganzen!“

Damit zupfte er das jugendfrische Jahr, das sich ihm eben vorstellen wollte, am Ohrläppchen und verschwand wieder hinter den Wolken.

(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Räthsel.

Sieben muntre Wanderer  
Treffen hier zusammen,  
Grüßen sich, erzählen sich  
Auch woher sie stammen.

Erster sprach: aus Meise;  
Zweiter sprach: desgleichen.  
Dritter sprach: aus West;  
Vierter sprach: desgleichen;  
Fünfter sprach: aus Hamburg;  
Diesen drun die beiden  
Legten auch: desgleichen.

Und die Sieben froh vereint,  
Sind durch's Thor gezogen.  
Wußten wohl, der muntern Schaar  
Ist man stets gewogen.

Überall begrüßt man sie  
Hell mit Gläserklingen.  
Denn ein jeder denkt, daß sie  
Ihm was Hübsches bringen.

### 1. Worträthsel.

Mein erstes Wort, unkräftig eisenhart,  
Hilft manches schwere, große Werk vollbringen.  
Ihm gilt Gewalt nur, drum ist's seine Art,  
Was sich nicht fügt, doch unter sich zu zwingen.  
Was nicht mehr ist, wie Euch mein Zweites lehrt,  
Das wird es durch das erste Wort in Eile.  
Und seltsam! Ist's das zweite, so zerstört  
Mein erstes dies gar oft zum Gegentheile.  
Das ganze weilt aus Winters langer Nacht  
Ein langer Sommertag. Es liegt am Meere,  
Umflammt von des Polarlichts hehrer Pracht,  
Doch trostlos schweift nach Nord der Blick in's Leere.

### 2. Worträthsel.

O schau mich nicht so lächelnd an,  
Deine Augen sind 1 und tief.  
Die Augen haben mir's angethan,  
Sie wecken, was lange schlief.  
Sie wecken mein Herz. Aus Deinem Blick  
Ziel goldner 2 — 3 hinein.  
Das Körschen wuchs und mit festem Gerant  
Schließt es mein Herz nun ein.  
Doch rührt Dich nimmer meine Dual,  
Du bist eine 1 — 2 — 3.  
O schau mich nicht so lächelnd an,  
O gieb mich endlich frei!

### Zahlenräthsel.

Aus sechs verschiedenen Buchstaben sind folgende Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben im Zusammenhang einen europäischen Staat bezeichnen:

- 1 2 5 3 Werkzeug.
- 2 6 4 2 3 Himmelsbewohner.
- 3 5 2 1 2 Empfindung.
- 4 2 3 1 Farbe.
- 5 4 2 3 Kleines Thier.
- 2 3 1 2 Strom in Europa.
- 6 2 1 2 3 atmosphärischer Vorgang.

### Silberräthsel.

Aus nachstehenden Silben: au, bär, da, den, dieb, dys, ei, el, gon, la, na, neun, ni, o, o, see, sen, ster sind sechs Wörter zu bilden von nachstehender Bedeutung:

1. Schrecken der Kaufleute.
2. Ueberühmtes Helbengedicht.
3. Brasilianisches Thier.
4. Biblischer Name.
5. Symbolisches Festgeschenk.
6. Eßbare Fische.

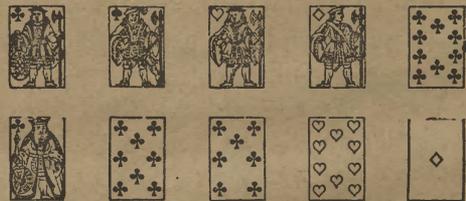
Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben und die Endbuchstaben im Zusammenhang je eine europäische Hauptstadt.

### Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober;  
B Dube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, wird auf folgende Karte bis Grand getrieben und verliert,

a b c dB, a10, K, 8, 7; c10; dA



Ursprünglich wollte M nur a-Handspiel machen, aber da V, trotzdem er in einer Farbe ein Aß zu viert hatte, Null ouvert hielt, entschloß sich M zum Grand. Das a-Handspiel wäre auch verloren worden, doch hätte V seinen aufgedeckten Null gewonnen, da von seiner schwachen Farbe K und D im Stat liegen. Wie war Kartenvertheilung und Gang des Spiels?

### Auflösung des Abtheilräthfels.

Meise, List, Ranke, Brot, Etche, Glas.  
Meis, Elis, Traut, Ebro, Teich, Glas.

### Auflösung des Magischen Quadrats.

B	A	L	L
A	L	O	E
L	O	R	D
L	E	D	A

### Auflösung des Buchstabenräthfels.

Rain, Rain, Gain, Main.

### Auflösung des Zahlenquadrats.

6	11	10
13	9	5
8	7	12

### Auflösung des Tauschräthfels.

Darm, List, Eier, Sonne, Welle, Nagel, Bogen, Kost, Rebe, Gelichter.  
Born, Wiege, Besen. — Riesengebirge.

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger vor P. H. Williams).

B. Ka2, Dh3, Sb6, f5. Bb5, h4.

Schw. Ke4, La1, a8, Sb7, Be5, f6, f7, h6.

1. Sb6—d7, Kd5. 2. Df3 +. — 1. . . . , Kf4, 2. Df1 +. —  
1. . . . , beliebig; 2. Sf6: +. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Betty Latte, Max Fock, Richard Bergmann, Anna Meyer, A. H. Werner, Hans Gärtner, Alma Schendel, Max Lesser, Bromberg. Erich Damerow, Schleusenau. Hugo Meinhardt, Nafel.